

"Besser als die Knaben" (1786) : die Schulen der Ursulinen, der Stolz der Regierung

Autor(en): **Heimo, Marie-Anne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freiburger Geschichtsblätter**

Band (Jahr): **72 (1995)**

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-340778>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«BESSER ALS DIE KNABEN» (1786)

Die Schulen der Ursulinen, der Stolz der Regierung

MARIE-ANNE HEIMO

Einleitung

Wir sind alle einmal zur Schule gegangen. Deshalb vermeinen wir auch alle zu wissen, was die Schule ist, obgleich sie sich fast mit Windeseile verändert. Wer von uns erinnert sich nicht an einige mehr oder weniger verstaubte Bilder, die an den Wänden unserer Schulklassen hingen: ein Foto der Schüler um 1900 oder ein bekanntes Ankerbild. Eng aneinandergereihte Schüler, ernst wie Päpste vor der Kamera, alte, wackelige Pulte, stets in Gefahr schwebende Tintenfässer, ein rauchender Ofen, der Besuch der Schulpflege, der Schrecken der Kinder...

Ich will jedoch von einer ganz anderen Schule berichten, von jener der Ursulinen in Freiburg¹: eine Schule für Mädchen, die offizielle Schule der Stadt, nicht auf privater Ebene geführt, sondern eingerichtet für Mädchen aus allen sozialen Schichten. Patrizier der Stadt, Bürger, Handwerker, neu zugezogene Familien, Arme und Reiche, sie alle schicken ihre Töchter zu den Ursulinen. Die Stadt «Freyburg im Üchtland» ist stolz auf ihre Zünfte, die Bruderschaften, welche sechzig Patrizierfamilien verbinden, auf das Kollegium und die Schulen.

¹ Für weiterführende Angaben zum Thema vgl. den Handbuchartikel der Autorin: *Ursulines de Fribourg*, in: *Helvetia Sacra VIII/1*, Die Kongregationen in der Schweiz, 16.–18. Jahrhundert, Basel–Frankfurt am Main 1994, S. 162–194. Die Verfasserin arbeitet überdies an einer umfassenden Darstellung der Geschichte der Ursulinen von Freiburg.

Vom 17. bis zum 20. Jahrhundert, mindestens von 1634 bis 1884, ist der Unterricht der Ursulinen jährlich 150–450 Töchtern der Stadt zugute gekommen. Dies fast ohne Unterbruch, ausgenommen die paar Monate nach dem Brand des Klosters während des Einfalls der Franzosen im Jahr 1798, zur Zeit des Sonderbundes und der Regierung der Radikalen. 1857 wurde der Unterricht wieder aufgenommen. Der Kulturkampf hat die Schwestern wohl beunruhigt, sie aber nicht zur Schließung der Schule veranlaßt. Das Schulgesetz von 1884 privatisierte einige Schulen der Ursulinen. Als bekannte Unterrichtsstätten wurden sie aber weiterhin besucht. Von Generation zu Generation hielt man daran fest, die Töchter den «Ursulines» anzuvertrauen. Diese boten auch weitere Bildungsmöglichkeiten an. Der Staat Freiburg hat sich den guten Ruf der Ursulinen zunutze gemacht und sie angeregt, neue Schulen zu eröffnen. So ist zum Beispiel die frühere Höhere Handelsschule für Töchter gegründet worden, das jetzige Kollegium Gambach.

Bevor jedoch von den Schulen der Ursulinen die Rede ist, will ich Ihnen von den Schwestern selber berichten. Wer sind diese Lehrerinnen, die man als unübertreffbar bezeichnete? Zur Zeit der Regierung der Radikalen hat die Obrigkeit Laien zur Führung der Mädchenschule der Stadt gesucht: Es wurde niemand gefunden, der es den Schwestern gleich tat. Und die Eltern haben ohnehin ihre Töchter nicht mehr zur Schule geschickt.

Die ersten Ursulinen in Freiburg

Mit dem heiligen Petrus Kanisius beginnt in Freiburg eine aktive Phase der Glaubenserneuerung. Zahlreiche Möglichkeiten zu einer soliden religiösen Bildung werden angeboten. Durch die Marianische Kongregation spornen die Jesuiten die Erwachsenen zur Vertiefung des Glaubens an. In Freiburg gibt es die männliche Marianische Kongregation, die an die Kollegiumskirche Sankt Michael angeschlossen ist, und die der Liebfrauenkirche angeglie-

derte weibliche Kongregation. Unter den Mitgliedern dieser letzteren finden wir Margareta Zimmermann, geborene Weck, die kinderlose Gattin des Säckelmeisters, und ihre Schwägerin, Maria Weck, geborene Heimo, deren Ehemann, Rudolf, Schultheiß der Stadt war. Was haben diese beiden Frauen für eine Bedeutung? Es ist bekannt, daß sie einen leider verloren gegangenen Brief unterzeichneten, der an Anne de Xainctonge in Dole in der Freigrafschaft gerichtet war. Diese hatte vor kurzem eine religiöse Gemeinschaft von Lehrerinnen gegründet, die keine Klausur kannten. Was steht in diesem Brief? Er enthält die Bitte an Anne de Xainctonge, sie möge zur Führung der Mädchenschule einige ihrer Schwestern, Ursulinen genannt, nach Freiburg senden. Die Antwort auf diesen Brief ist noch erhalten. Sie wurde nicht von der Gründerin selber geschrieben – diese verstarb 1621 –, sondern von ihrer ersten Mitschwester und Nachfolgerin, Claudine de Boisset, und trägt das Datum vom 8. September 1622. Claudine de Boisset bittet darin den Bischof von Lausanne, Jean de Watteville, um die Erlaubnis, sich in Freiburg niederzulassen.

Seit der Reformation ist der Bischof von Lausanne eng mit dem Erzbischof von Besançon und daher auch mit dem in Pruntrut residierenden Fürstbischof von Basel verbunden. Die politischen, sozialen und kulturellen Bindungen zwischen Pruntrut, Solothurn (der Stadt der französischen Ambassadoren) und Freiburg sind offensichtlich: Man braucht nur die Liste der Jesuiten des Pruntruter Kollegiums durchzusehen, um sich davon zu überzeugen. Die Jesuiten von Freiburg sind an der Niederlassung der Ursulinen in ihrer Stadt nicht unbeteiligt. Nicht daß diese «Jesuitinnen» gewesen wären, durchaus nicht. Aber die Bestrebungen der Gründerin Anne de Xainctonge waren von den Verteidigern der Dekrete des Konzils von Trient stark angegriffen worden: Nicht klausurierte Ordensfrauen waren für sie undenkbar. Sogar der heilige Franz von Sales, Bischof von Genf, mußte seine Visitandinnen klausurieren. Anne de Xainctonge jedoch wollte für die Mädchen eine Erzieherin sein, wie es die Jesuiten für die Jungen waren. Die Jesuiten aber waren nicht klausuriert. Wie konnte Anne, als Erzieherin der Mädchen, Ordensfrau sein und nicht in einem geschlossenen Kloster leben? Sie zählte auf die Unterstützung der Jesuiten.

Um besser aufgenommen zu werden und um der Neuheit des unklausurierten Daseins treu zu bleiben, ließen sich die Ursulinen der Anne de Xainctonge also nur dort nieder, wo es ein Jesuitenkollegium gab (sie waren übrigens die ersten ihrer Art, noch vor den Vinzenzschwestern). Der Fürstbischof von Basel, der in Pruntrut residierende Wilhelm Rinck von Baldenstein, schätzte die Ursulinen der Anne de Xainctonge so sehr, daß er für die Niederlassung einer Gemeinschaft von Ursulinen in seiner löblichen Stadt aus eigener Tasche ein Haus bauen ließ. Seinen Mitbrüdern im Amt empfahl er diese gemeinnützigen Schwestern sehr. Vermutlich war für die Ursulinen die Erziehung der Mädchen, und damit die Einführung in die Religion und die Festigung des Glaubens, Sache der Frauen. Der Mann macht Karriere, er identifiziert sich mit seinem Beruf. Die Frauen, als Mütter und Ernährerinnen, als Hausfrauen und Dienstmädchen, sind die stillen Kräfte der Familien, die durch ihr Beispiel, ihre Gegenwart, ihr Tun Bräuche überliefern und die Zugehörigkeit zur Kirche verankern. Die Eltern der Anne de Xainctonge haben das Vorhaben ihrer Tochter, eine Kongregation von Lehrschwestern zu gründen, wohl unterstützt, waren aber zutiefst entrüstet, als sie selber zu unterrichten begann.

Wir können nicht umhin, uns über dieses Gesellschaftsphänomen einige Gedanken zu machen. Bekanntlich war die Gesellschaft in der alten Eidgenossenschaft durch eine starke Rangordnung geprägt. Im allgemeinen gehörten Personen, die gewöhnliche, alltägliche Handlungen ausübten, zur untersten Gesellschaftsschicht. So war die Erziehung und Unterweisung der Kinder etwas Gewöhnliches. Anne de Xainctonge war aber die Tochter eines Parlamentariers von Dijon; ihr sozialer Rang entsprach also demjenigen der Patrizier in Freiburg. In den Augen der Eltern war es für Anne nicht standesgemäß, Unterricht zu erteilen. Als Anne um die Erlaubnis bat, den Mädchen Schule zu geben, schrieben die Behörden in Dole am 16. März 1606: «Es gibt nichts Gefährlicheres als den Frauen zu erlauben, heilige Schriften zu erklären; sie geben vor, Unterricht in der großen christlichen Lehre zu erteilen und eine Stunde nach dem Essen geistliche Sachen zu schreiben [...], sie werden aber nur den Katechismus auswendig lernen lassen, ohne jegliche Erklärung, und was sie schreiben, ist

nur eine Abschrift von Gebeten oder sonstigen geistlichen Dingen.»

Das heißt also, daß die Mädchen nicht nur unfähig sind zu lernen, sondern auch unfähig zu unterrichten. Die Ursulinen haben in der Verwirklichung ihrer Absicht einen außergewöhnlichen Mut an den Tag gelegt. Ebenso außerordentlich ist die Anfrage der beiden Frauen von Rang aus Freiburg, Frau Weck-Heimo, der Schult-Heißen, und Frau Zimmermann-Weck, der Säckelmeisterin. Es ist also nicht erstaunlich, daß die Ursulinen aus den Patrizierfamilien stammten, deren Mütter ihrer Zeit so sehr voraus waren. Diese waren Gattinnen angesehener Mitglieder des Kleinen Rates der Stadt, die ihrerseits als einstige Schüler des Kollegiums Sankt Michael von den Jesuiten im gleichen Sinn geprägt worden waren.

Man schrieb den 27. März 1634, als zwölf Ursulinen von Pruntrut her zu Pferd durch das Murtentor in Freiburg eintrafen. Sie waren vor dem Dreißigjährigen Krieg, der ihre Stadt bedrohte, geflohen. Der Stadtschreiber, Anton von Montenach, wies ihnen ein Haus an der Murtengasse zu. Am 29. März bekamen sie als Flüchtlinge eine provisorische Aufenthaltsbewilligung unter der Bedingung, daß sie unentgeltlich unterrichteten. Nichts war den Schwestern lieber, als Schule zu halten; deshalb waren sie ja hergekommen. Ein Jahr später, anno 1635, richteten die Frauen von der Marianischen Kongregation ein Gesuch an den Kleinen Rat, das heißt an ihre löblichen Ehemänner, worin sie um eine definitive Niederlassungsbewilligung für die Ursulinen baten, die zu ihrer großen Zufriedenheit arbeiteten. Aber die Ratsherren bewilligten nur eine Verlängerung bis zum Ende des Krieges. Lieber zuwarten, und über die Katholizität der Schwestern mit scharfem Auge wachen! Man wußte ja nie... Hatte nicht der Papst vor kurzem eine Gemeinschaft von Englischen Fräulein verurteilt? Man wartete also zu. Am 1. Februar 1646 wurden die Ursulinen endlich als eine in Freiburg ansässige religiöse Gemeinschaft aufgenommen. Der Aufnahmeakt, das heißt die definitive Bewilligung der Niederlassung *intra muros*, bestimmte, es wäre den Schwestern verboten, Grundstücke zu besitzen, und die Mitgift der Freiburgerinnen dürfe 800 Taler nicht übersteigen. Die Zahl der Schwestern war auf 13 beschränkt. Nach wiederholten Anfragen wurde sie auf 22

erhöht, die Laienschwestern inbegriffen. Im Jahr 1653 erklärten die Behörden, die Niederlassungsbewilligung würde sofort entzogen, wenn die Gemeinschaft die Klausur übernehme, den Unterricht aufgabe oder dessen Unentgeltlichkeit aufhebe. Wovon lebten denn die Schwestern? Von ihrer Mitgift und von der Pension für die Mädchen und Frauen, die sie aufnehmen durften.

Wo ist die Schule?

Die Ursulinen unterrichten, sie halten überall Schule, wo sie wohnen. Schon als Flüchtlinge unterrichten sie in einem Haus im oberen Teil der Stadt neben dem Jaquemart. (Es scheint, daß der genaue Standort das heutige China-Restaurant an der oberen Lausannegasse ist.) Dann kaufen die Schwestern verschiedene Häuser an der oberen Vorderen Spitalgasse (jetzige Lausannegasse). Schließlich denken sie ans Bauen. Wie gehen sie vor? Zuerst kommt die Kirche. Das ist der bevorzugte Raum für die Erziehung. Denn der Katechismusunterricht geht mit dem Erläutern der Liturgie einher, so will es die lehrende Kirche. In Sankt Ursula nimmt die Eucharistie einen ganz besonderen Stellenwert ein. Die Gründerin erhielt die Erstkommunion dank ihrem vorzeitigen Unterricht früher als andere Kinder. So ist die Vorbereitung auf die Sakramente, vor allem auf die Eucharistie, ein bevorzugtes Element im Unterricht bei den Ursulinen. Wenn sie die Erstkommunion erhalten dürfen, haben die Schülerinnen die Grundausbildung beendet.

Das Haus, das von den Ursulinen bewohnt wird, ist also gleichzeitig Kloster und Schule. Es sei nochmals erwähnt: Die Ursulinen sind nicht klausuriert, sie leben mit ihren Schülerinnen zusammen, und ihre Gebäude weisen keine strikte Trennung auf, die einer Klausur nahe käme. Im Jahr 1653 wird die Liste der Ursulinen im Grundstein der Kirche versiegelt: Es sind sechzehn Schwestern, wovon sechs von Pruntrut her gekommen sind. Die andern sind in ihre Heimatstadt zurückgekehrt. Im Jahr 1675 wird mit dem Bau

des Klosters begonnen, das heißt, dem Haus für die Schwestern und die Pensionärinnen. Die Niederlassungsbewilligung setzt vertragsmäßig die Unentgeltlichkeit des Unterrichtes fest. Es ist jedoch für die damalige Zeit selbstverständlich, daß ein guter Unterricht auch die Pension voraussetzt. Drei Monate bis ein Jahr sind für die Grundschulung notwendig. Da die Schwestern nur von der begrenzten Mitgift leben können, öffnen sie so weit wie möglich die Pension. Schülerinnen und Erwachsene werden aufgenommen. Der Pensionsvertrag bestimmt die Miete eines Zimmers (manch ein kleines Mädchen teilt das Zimmer mit einer verwandten Schwester), oder eines Zimmerchens, und die Mahlzeiten. Die Besonderheiten werden von den Schülerinnen selber festgesetzt: die Heizung (dies ist der Ursprung der sehr schönen Sandsteinöfen und der zahlreichen Kamine), das Holz für die Heizung, den Talg für die Beleuchtung usw. Während man das Kloster mit Hilfe des Architekten Rossier erbaut, zählen die Ursulinen 41 Schwestern, inbegriffen diejenigen, die nach Luzern und nach Brig gezogen sind, um dort eine Niederlassung zu gründen. Die Gemeinschaft übersteigt also die vorgeschriebenen 33 Schwestern nicht. Diese Zahl verändert sich kaum; im 18. Jahrhundert verringert sie sich eher. Erst ab 1860, als die Ursulinen nicht mehr an die Bestimmungen der Niederlassungsbewilligung gebunden sind, übernehmen sie Schulen außerhalb des Klosters, in anderen Gegenden der Diözese, wie es auch die im 19. Jahrhundert neu entstandenen Kongregationen tun.

Als der Bau des Klosters beendet war, hatte sich die Schülerinnenzahl so vergrößert, daß man an die Erstellung eines Schulgebäudes dachte. Aber die verantwortlichen Schwestern, die Prokuratorinnen, vor allem Sr. Anne-Catherine Brünisholz und Sr. Marie-Catherine Weck, sind sich einig: Die Verschuldung ist zu groß, man muß auf bessere Tage warten. Der Verkauf von Mobiliar und Schmuckstücken aus der Mitgift der Schwestern reicht kaum aus, um die Vorräte und die Zinsen der von den Familien der Schwestern erhaltenen Darlehen zu bezahlen. Einige der Gläubiger verzichten zugunsten der Schwestern auf ihr Guthaben. Diese Wohltäter sind Mitglieder des Kleinen Rates oder der Geheimen (Secrets) oder der 60 oder der 200. Dank ihrem Einfluß kommt es

1711 zu einer Lösung: Die Stadt ist bereit, ein Schulhaus zu bauen, das ihr Eigentum bleibt. Dafür läßt sie jeweils ihre illustren Gäste bei den Ursulinen absteigen und von ihnen bedienen. Auch der Bischof verpaßt keine Gelegenheit. Andererseits sind die Einkleidungen bei den Ursulinen wie Hochzeiten, an denen die Stadt offiziell mit der Stadtmusik teilnimmt.

Dieses von der Stadt erstellte Schulhaus ist das Gebäude der jetzigen Buchhandlung St-Augustin, gekennzeichnet durch eine schmale Fassade auf die Straße und einen langen Teil auf den Hinterhof. Hier halten also die Ursulinen ohne Unterbruch Schule bis ins 20. Jahrhundert. 1839 nehmen die Stadtbehörden davon Kenntnis, daß die 350 Schülerinnen zu wenig Platz haben, wenn auch die Schwestern einige Klassen in ein Gebäude verlegt haben, das sie an der Hinteren Spitalgasse (jetzige Alpengasse) gekauft haben. Großzügige Pläne sind zwar nicht vorgesehen, die Stadt hat aber von Fräulein Techtermann eine Schenkung von 10 000 Franken zur Erweiterung der Mädchenschule erhalten. Die sogenannte Akademie, das heutige Albertinum, wird notdürftig für die Mädchen eingerichtet. Im Erdgeschoß befinden sich noch die Weinvorräte der Stadt, und man weiß nicht, warum das Gebäude stets feucht ist. Der Stadtarchitekt namens Weibel legt ein Projekt in der Höhe von 8064 Franken vor, das Annahme findet². Die Stadt übernimmt sich also nicht, im Gegenteil, es bleibt noch ein Gewinn! Überdies gibt sie das im Jahr 1711 erstellte Schulgebäude (die jetzige Buchhandlung St-Augustin) zum Verkauf frei.

Die Ursulinen nehmen sofort Verhandlungen auf und erwerben das Haus. Es waren also nie alle Mädchenschulklassen in der Akademie. Man versetzte zuerst die erste Klasse: Diese zählte 124 Schülerinnen, und die Namen von 25 Mädchen standen auf der Warteliste. Die Obrigkeit wollte zwei Säle mit je achtzig Plätzen einrichten. Der Architekt Weibel war anderer Ansicht: Er erstellte einen großen Saal für 130 Kinder. Im folgenden Jahr nahm die 4. Klasse (die obere Klasse) davon Besitz. Diese hat die ruhmvolle Bezeichnung «Besser als die Knaben» bekommen, die ich als Titel meines Referates gewählt habe. Die Schulherren (Chambre des

² Vgl. Stadtarchiv Freiburg.

Scolarques) haben nämlich festgestellt, daß diese über hundert Schülerinnen umfassende Klasse, die in einem gesundheitlich unzumutbaren Raum arbeitet, bessere Resultate erzielt als die gleichrangige Klasse von Knaben, die nur fünfzig Schüler zählt. Die Obrigkeit bekundet ihre große Zufriedenheit bei der Preisverteilung im neueingerichteten Saal des Lyzeums, an der auch die Stadtmusik teilnimmt. Mehrere Ursulinen erhalten als Ermutigung eine Prämie. Während all den Jahren bleiben die deutschsprachigen Klassen in dem 1711 erstellten Gebäude.

Nach dem Sonderbund und der Regierungszeit der Radikalen wird der Unterricht im Jahr 1857 wieder aufgenommen. Zum ersten Mal erhalten die Ursulinen von der Stadt einen bescheidenen Lohn. Der Kulturkampf schaffte Unruhe, mehr Unruhe als Schaden. Die Ursulinen möchten einem möglichen Exil zuvorkommen. Das Los der Schwestern von Pruntrut dient ihnen als Beispiel. Sie versuchen, vom Staat oder der Gemeinde unabhängig zu werden. Die politische Lage hat die Antwort der Ursulinen auf die Anfragen, in ländlichen Gegenden Schule zu halten, merklich beeinflußt.

Im Jahr 1877 werden die Gebäude der Ursulinen neu verteilt, und man zieht sich darin zurück. Die Schwestern kaufen die beiden an das Gasthaus «Schwarzer Adler» grenzenden Gebäude, es sind dies die Häuser Collaud und Singy. Ihr Abriß erlaubt 1896 den Bau eines für das Pensionat bestimmten Gebäudes (heute ist es von der Ecole de la Foi bewohnt). 1890 wurde auch das Schloß von Orsonnens gekauft, wohin man sich allenfalls zurückziehen konnte.

Das Regime Python beruhigt die Schwestern. Sie denken wieder an eine Vergrößerung ihrer Gebäude und an die Übernahme von Schulen auf dem Land. Zu Beginn des Jahrhunderts wird am südlichen Flügel ein Eckhaus angebracht. Man hatte eben den zum Bau der Alpenstraße notwendigen Boden verkaufen können. Die erste Höhere Handelsschule für Töchter bewohnte dieses Gebäude, bis sie 1914 in den im Gambachquartier erstellten Neubau einzog.

Erlauben Sie mir einen kurzen Exkurs: Um die Jahrhundertwende hat der Staat Freiburg aus der Gegenwart der Ursulinen einen sehr großen Nutzen gezogen, insbesondere unter Georges

Python und später Joseph Piller. Die Ursulinen haben als Ziel die Ausbildung der Mädchen zu tüchtigen, christlichen Frauen. Deshalb ergreifen sie jede neue Möglichkeit und bilden zu diesem Zweck Lehrerinnen aus. Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts lehren sie Englisch und Italienisch. Während sich der Staatsrat um die soziale Frage bemüht und zu deren Lösung das Bauerntum stärken will, erwerben die Ursulinen ein Gut, auf dem sie eine Landwirtschaftliche Hauswirtschaftsschule einrichten. Auch andere Bildungswege öffnen sich dank den Ursulinen: die Sprachschulen, das Hauswirtschaftsseminar, die Schule für Kinderschwestern. Es kam auch ein Antrag zur Eröffnung einer Sozialschule, einer Gregorianischen Musikschule, einer Krankenschwesternschule. Durch Mittelspersonen machte der Staat Vorschläge und erleichterte die Beschaffung von Hypotheken. So haben die Ursulinen eine ganze Reihe von höheren Schulen gegründet und auf eigene Kosten gebaut. Und so brauchten auch die Herren vom Staatsrat ihre Anliegen nicht vor den Großen Rat zu bringen, der ohnehin von der Nützlichkeit der höheren Töchter Schulen nicht sehr überzeugt war

Die Sprachsituation

Wir wissen nun, in welchen Gebäuden die Ursulinen unterrichtet haben, und wir wissen auch, daß sie Fremdsprachen gelehrt haben. Ich habe aber nie die deutsche Sprache erwähnt. Warum?

Der Grund dazu ist folgende Tatsache: Seit ihrer Ankunft anno 1634 haben die Ursulinen das Brauchtum der Stadt übernommen und auf deutsch und auf französisch unterrichtet. Es wird jedoch hervorgehoben, daß man in der Schwesterngemeinschaft französisch spricht. Diese Regel war bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts von Bedeutung. Französisch ist die Sprache der Patrizierfamilien, die Sprache der Kultur. Im 17. Jahrhundert stammt der Bischof von Lausanne, Josse Knab, aus Luzern. Er steht jeweils den in der Gemeinschaft der Ursulinen alle drei Jahre stattfindenden Wahlen vor. Die Annalenschreiberin notiert (diese Anmerkung ist einmalig

und hat sich nie wiederholt): «Man brauchte einen Vermittler», das heißt einen Übersetzer (dies war der Begleiter des Bischofs, ein Jesuit). Warum brauchte es eine Vermittlung? Der Bischof hat einige Regeln des Wahlvorganges erklärt. Eine Schwester scheint ihn nicht verstanden zu haben (der Bischof hat also auf deutsch gesprochen!). Man hat für diese Schwester übersetzt. Daraus können wir schließen, daß die Gemeinschaft sich auf französisch ausdrückt, daß aber fast jede Schwester auch deutsch versteht.

Dies will jedoch nicht besagen, die Schwestern seien alle zweisprachig und jede drücke sich gleichermaßen in den beiden Sprachen aus. Die Archive erwähnen, wer von den Schwestern zweisprachig ist, denn sie sind nützlich für den Unterricht in deutscher Sprache. Die meisten von ihnen übernehmen denn auch wichtige Aufgaben, vor allem das Amt der Präfektin. Diese ist verantwortlich für den Unterricht. Ihr Amt ist der Wahl unterstellt. Wir stellen fest, daß die Wahl meistens auf eine zweisprachige Schwester fiel. Meinen Untersuchungen gemäß gelten Schwestern allerdings nur als zweisprachig, wenn ihre Mütter deutscher Zunge waren (und insbesondere aus Solothurn stammten). Die eigentliche Muttersprache dieser Schwestern war also das Deutsche, da sich ihre Kindheit unter der Obhut der Mutter abspielte; in der Familie und in der Gesellschaft, der sie angehörten, wurde jedoch französisch gesprochen. In der Stadt Freiburg wurden immer zwei Sprachen gesprochen. Wenn wir das Burgquartier verlassen und den Stalden hinuntersteigen, oder wenn wir unten an der Hinteren Spitalgasse (heutige Alpengasse) den Grabou hinuntersteigen (so wird der Abstieg in die untere Stadt genannt und geschrieben; heute heißt er Alte Brunnen-Gasse), dann verlassen wir die französisch sprechende Zone und gelangen in den deutsch sprechenden Teil der Stadt. Die Schülerinnen der Ursulinen kommen aus allen Stadtteilen. Zwei Sprachen werden also gesprochen. Wichtig für alle ist, daß sie auf ihre Aufgabe als Frau und Mutter vorbereitet werden. Nicht alle Frauen brauchen im Schreiben geschickt zu sein. Es wird berichtet, nur wenige Mädchen hätten die deutschen Buchstaben gelernt, weil sie zu schwer seien. Wer sie lernt, ist schon in der französischen Sprache gewandt und hat zum Zeichnen Talent, was sich dann in der Kunst des Schönschreibens ausdrückt.

Während des ganzen 18. Jahrhunderts müssen die Oberinnen und ihr Rat Ausschau halten nach Kandidatinnen, die auf deutsch unterrichten können. Sie wenden sich an die Jesuiten, die ins Elsaß oder ins Schwabenland gehen. Schwester Rosalie Mauch aus Freiburg im Breisgau ist sehr willkommen. Die Annalenschreiberin läßt uns das wirkliche Problem der Zweisprachigkeit in Freiburg erraten: Sie schreibt, Rosalie Mauch spreche eine so angenehme Sprache, daß sogar Schwestern sie verstehen, die nur wenig deutsch können. Es stellt sich also das Problem der Mundart. Es wird hinzugefügt, Schwester Rosalie habe ein großes Verdienst gehabt, in Freiburg zu bleiben, in einer so fremden und verschiedenartigen Umgebung. Man ist sich also des herrschenden Regionalismus wohl bewußt. Die Integration der Schwestern in die Gegend, wo sie sich niederlassen, ist aber für die Gründerin eine wichtige Komponente. So haben die Oberinnen keine Bedenken, neben ihrem Amt Schule zu geben, wenn sie zweisprachig sind. Manchmal wurde die Kenntnis der deutschen Sprache zur Aufnahmebedingung ins Kloster gemacht: Die Kandidatin wird zur Erlernung der deutschen Sprache nach Luzern geschickt, während Luzern Schwestern nach Freiburg sendet, damit diese französisch lernen. Der Marie-Elisabeth Zosso aus Heitenried, die sich als Kandidatin vorstellte, wurde eine Ausbildung als Schulmeisterin angeboten. Die junge Frau weigerte sich jedoch, und sagte, es gäbe zuviel zu lernen. In einem anderen Fall, im 19. Jahrhundert, kann eine Novizin namens Meuwly den Kindern das Lesen und den Katechismus nicht recht beibringen. Sie ist jedoch eine geschickte Schneiderin und könnte in der Nähstube durchaus nützlich sein. Die Gelübdeablegung wird ihr aber verweigert, denn die Ursulinen haben eine ihnen eigene Aufgabe, die des Unterrichtens. Man rät der Novizin, bei den Visitandinnen anzuklopfen.

Das Unterrichtsprogramm

Dies ist der schwierigste Teil meines Referates. Die Archive sind nämlich diesbezüglich zu diskret. Es liegen nur Listen der Pen-

sionärinnen des 19. Jahrhunderts vor. Aus vorhergehenden Jahren finden wir nichts. Möglicherweise sind die Bücher und Dokumente dem Brand von 1798 zum Opfer gefallen.

Wir können jedoch auch annehmen, daß es die Schwestern nicht für nötig hielten, in den Annalen über den Unterricht zu schreiben, da er ja ihre Lebensaufgabe war und dadurch etwas Alltägliches wurde. Man lehrte, und man führte die jungen Schwestern ins Lehramt ein. Die Annalen geben nur Aufschluß über Ungewöhnliches.

In der ersten Regel, die 1623 in Pruntrut auf französisch und auf deutsch gedruckt wurde, können wir folgendes lesen: «... sie (die Schwestern) sollen fürs Volk dasein ... sie sollen die Mädchen das Lesen, das Nähen lehren und anderes, was den Frauen erlaubt ist, ihrem Geschlecht beizubringen». Weiter lesen wir: «... die Schulpräfektin muß die allgemeinen Anweisungen geben...» Die Schülerinnen sollen «in Bänke oder Klassen» eingeteilt werden.

Im Büchlein von 1625 steht: «Die Schülerinnen werden in vier Klassen eingeteilt, wo sie vom siebten Jahr an in die christliche Lehre eingeführt werden, in die Gebote Gottes und der Kirche, in die Sakramente und die Liturgie usw...» Gleichzeitig lernen sie lesen, schreiben (genannt «das Beispiel», d.h. eine individuelle Lektion) und alles, was für zukünftige Frauen der damaligen Zeit notwendig ist.

Die Stellung der Frau

Man muß die Mädchen in allem unterrichten, was sie später als christliche Frauen, Mütter und Hausvorsteherinnen brauchen. In Sankt Ursula ist man keineswegs bestrebt, die jungen Töchter zurückzuhalten, um sie als Klosterfrauen heranzubilden. Die Ursulinen müssen sich ja mit einer kleinen Zahl begnügen: 33 und nicht mehr. Wer in Sankt Ursula eintreten will, muß unterrichten können und wollen, und zwar ohne Lohn, was eine Mitgift voraussetzt. Klosterkandidatinnen müssen also geistig begabt und finanziell gut gestellt sein.

Anpassung an einen Ort: Jede Kommunität der Ursulinen hat sich an einem Ort niedergelassen mit dem Ziel, vom Mutterhaus unabhängig zu werden: Freiburg, Luzern, Brig, Freiburg im Breisgau. Die Schwestern nehmen gewöhnlich Novizinnen vom Ort auf, wo sie wohnen, oder aus bekannten Familien. In der Mitte des 18. Jahrhunderts tritt die erste Kandidatin vom Land ein. Es werden deren weitere folgen. Wir wissen auch, daß die unabhängig gewordenen Häuser einander Hilfe leisten, indem sie Schwestern leihen, wenn es nötig ist. Diese werden aber erst vollrechtlich in die neue Gemeinschaft eingegliedert, wenn sie den Wunsch dazu geäußert und sich ganz integriert haben. Die Nicht-Klausur ist keine Banalität: Die Ursulinen leben in der Stadt wie andere Stadtbewohnerinnen. Sie haben denselben Geist, dieselben Bräuche und sprechen die gleiche Sprache. Sie sind Freiburgerinnen mit den Freiburgerinnen, oder sie sind Luzernerinnen, Walliserinnen usw. Dies hat seine Bedeutung: Die Schülerinnen werden von den Ursulinen nicht anders beeinflußt, als es ihren familiären, sozialen und kulturellen Gegebenheiten entspricht.

Die Schule soll den jungen Mädchen helfen, vielseitige Frauen zu werden, die sich in ihrem Stand wohl fühlen. Die meisten von ihnen werden heiraten, Kinder haben, deren erste Erzieherinnen sie sein werden. Was lernen sie also in Sankt Ursula? Sie lernen, christliche Frauen zu sein. Die christliche Lehre, der Katechismus bilden die Grundlage des Unterrichts. Im 17. und 18. Jahrhundert liegt nichts Starres und Strenges darin.

Der Unterricht

Wie wird der Katechismus gelehrt? Wenn man bedenkt, daß 150 erwachsene Frauen am Sonntag freiwillig der Christenlehre beiwohnten, muß dies doch keine langweilige Angelegenheit gewesen sein. Der Stadtpfarrer hat sich einmal daran gestört und die Ursulinen wissen lassen, ihre Zuhörerinnen hätten in seine Unterweisung zu kommen. Diese aber wollten nicht. Die Ursulinen kannten sich

nämlich in der Heiligen Schrift gut aus, und auch in den Lernmethoden. Die Schulpräfektin erteilt jeweils die Grundzüge des Lehrstoffes, das Thema der Woche, das immer mit der Liturgie des Sonntags in Beziehung steht. Die Klassenlehrerinnen vergewissern sich jeden Tag, ob die Schülerinnen den Lehrstoff aufgenommen und je nach Alter begriffen haben. Die Ursulinen haben es verstanden, biblische Berichte zu erzählen und aufführen zu lassen. Das Theaterspiel ist nicht nur bei den Jesuiten eine geschätzte Lehrmethode, sondern auch bei den Ursulinen. Im Dreikönigsspiel der Stadt übernimmt immer eine Schülerin von Sankt Ursula die Rolle der Jungfrau Maria.

Es ist wohl zu bemerken, daß man früher weniger dem Streß ausgesetzt war als heute. Je nach Jahreszeit wurde wie folgt Schule gehalten:

- von 9.00 bis 10.30 und von 13.30 bis 15.30 Uhr
- oder von 8.15 bis 10.00 und von 13.00 bis 15.30 Uhr
- oder von 8.30 bis 11.00 und von 13.00 bis 15.30 Uhr

Am Ende des 18. Jahrhunderts verlief das Programm folgendermaßen:

1 Stunde Katechismus

1 Stunde Lektüre

2 bis 4 Stunden Schreiben, Rechtschreibung, Rechnen, Handarbeit.

Die Dauer des Unterrichts paßt sich der Entwicklung der Zeit an. Die Eßgewohnheiten bringen es mit sich, daß das Mittagessen später angesetzt wird. Man muß aber auch dem weiten Weg der Kinder aus der unteren Stadt Rechnung tragen.

Im 17. Jahrhundert gibt es keine Ferien. Die Feiertage jedoch sind schulfrei. Die Ursulinen verbringen sie mit den Pensionärinnen. Nie haben sie die externen Schülerinnen vom Besuch der Messe in ihrer Pfarrkirche ferngehalten. Einmal im Jahr halten die Bewohner der Vorderen und der Hinteren Spitalgasse ein gemeinsames Picknick. Die Ursulinen nehmen mit ihren Schülerinnen daran teil. Bis der Bischof ihnen zu verstehen gibt, sie seien zuviel «draußen». Ganz diskret begleiteten danach nur noch die Schulmeisterinnen die Mädchen bei den verschiedenen Anlässen der Stadt. Es sei jedoch vermerkt, daß man es sich nicht nehmen ließ,

bei der Einkleidung der Novizinnen nach dem Mittagessen bis um 15 Uhr zu tanzen.

Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts kann man zu jedem Zeitpunkt in die Schule eintreten. Man steigt von einer Klasse in die andere je nach eigenen Fähigkeiten und nach persönlichem Rhythmus. Später hat die Schulbehörde eine Veröffentlichung des Schulbeginns gewünscht, der nach und nach auf das Herbstende festgelegt wurde.

Der Studienplan sieht, wie gesagt, pro Tag eine Stunde Religionsunterricht vor, und dazu kommt der Gottesdienst hinzu.

Die Bücher für die Lektüre werden sorgfältig ausgewählt. Wahrscheinlich haben zu Beginn Abschriften einstiger Schülerinnen als Lese- und Schreibübungen gedient. In Gruppen lesen die Schülerinnen Gebete, biblische Berichte, Geschichts- und Geographiebücher. In Pruntrut habe ich wertvolle Exemplare vorgefunden. Hier in Freiburg sind sie verloren gegangen. Die Schwestern verteilen die Lehrbücher nicht unterschiedslos an Kinder und an Erwachsene. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist die Rede von neuen Büchern, die von geflüchteten Ordensleuten in die Schweiz gebracht worden sind. Die Schulherren vertrauen den Schwestern, wünschen aber über den Gebrauch der Bücher informiert zu werden. Der Abschluß des Schuljahres ist immer mit einer Preisverteilung verbunden. Als Preise liegen stets Bücher vor.

Die Grundlagen des Schreibens werden allen angeboten. Der Lehrvorgang dauert aber bei den französisch sprechenden Schülerinnen länger. Die Ursulinen lehren schöne Schriften. Dazu haben sie sich bei Künstlern ausbilden lassen. Einige von ihnen werden «Malerinnen» (peintresses) genannt. Das Schreiben ist eine individuelle Lektion, die man «Beispiele machen» (faire des exemples) nennt. Erst im 19. Jahrhundert werden solche Schriftbeispiele gedruckt und den Schülerinnen zur genauen Abschrift verteilt.

In Sankt Ursula gibt es vier Klassen oder Bänke oder Stufen für die französisch sprechenden Schülerinnen. Leider ist die gesellschaftliche Vermischung mit den «Patrizierinnen», die man «die Fräulein» nennt, nie zustande gekommen. Da sie gegen 1760 nur eine kleine Anzahl bilden, werden «die hübschesten Bürgermädchen» in die Klassen der «Fräulein» eingeteilt. Umsonst. Ein

Sturm der Entrüstung hebt an. So gibt es im 17. und 18. Jahrhundert vier Klassen für die «Fräulein» und vier Stufen für die übrigen Schülerinnen.

Für die deutschsprachigen Schülerinnen gab es nie mehr als drei Klassen: Die Schülerinnen verlassen die Schule früher; sie zeigen weniger Lerneifer; manchmal brauchen die Eltern sie zu Hause oder schicken sie in die Lehre.

Die zweisprachige Lehrerin unterrichtet den Katechismus und das Lesen auf deutsch. Es ist aber auch vorgekommen, daß eine Schulmeisterin französischer Muttersprache das Lesen mit den deutschsprachigen Schülerinnen einübt. Die «Malerin» lehrt beide Schriften. Sie macht die «Schriftbeispiele», und die Lehrerin der Klasse überwacht die Übungen.

Bekanntlich ist es eine wahre Kunst, die Schülerinnen zu beschäftigen, ohne sie zu langweilen und ohne die Etappen zu überspringen. Um die Gruppenarbeit zu erleichtern, hat man im 18. Jahrhundert das Klassenzimmer mit einer Art mobiler Holzwände («caderestes») unterteilt. So wurden kleine Räume geschaffen, welche die Lernbedingungen verbessern.

Neben Rechnen und Rechtschreibung gab es im 18. Jahrhundert verschiedene Lehrangebote: Nähen, Sticken, Stopfen; Musikunterricht (Geige, Gitarre, Klavier); Tanzunterricht. Im Bereich der Handarbeit sind wahre Kunstwerke geschaffen worden. Im Nähunterricht wurden Kleider genäht, ausgebessert oder umgeändert. Den Empfehlungen der Herren von der Schulbehörde entsprechend, ersetzten die Schwestern im Laufe der Zeit die Brokat- und Seidenstoffe durch Tuch und Wolle. Als die Tochter des Schatzmeisters Nicolas de Muller im Jahr 1773 im Kloster eingekleidet werden soll, finden die Eltern ihres Erachtens keine Schwester in Sankt Ursula, die der Tochter ein standesgemäßes Brautkleid hätte anfertigen können. Eine Schneiderin der Familie kleidet die Novizin schließlich prunkvoll und modisch mit moirierter Seide. Nachher wurde das Kleid, wie gewohnt, der Kirche geschenkt, um in ein liturgisches Gewand umgeändert zu werden. Die Tochter de Muller war die letzte, die sich so großartig hatte einkleiden dürfen. Der Geist der Gleichheit der Französischen Revolution brachte solches Brauchtum zum Verschwinden.

Kehren wir in das Schulzimmer zurück. Die Schulmeisterin gibt sich also mit mehreren Gruppen ab. Der Samstag ist ein besonderer Tag: Die Präfektin prüft den im Laufe der Woche erworbenen Lehrstoff und gibt das Thema der religiösen Unterweisung für die folgende Woche. Die Vorbereitung auf die Erstkommunion krönt die Grundausbildung: Niemand verläßt die Schule vor der Zulassung zur Kommunion. Gewöhnlich steht der Bischof dieser feierlichen Zeremonie vor.

Bisher habe ich nichts gesagt über die besonderen Andachtsübungen, von denen unsere alten Bücher voll sind. Es gibt nämlich deren keine bis 1823. Gewiß werden einige Heilige verehrt: der heilige Josef, den man zur Lösung materieller Probleme anruft. Die heilige Agatha, die vor dem Feuer schützt. Die Feste der Jungfrau Maria und die Kirchweihe sind Besonderheiten des liturgischen Kirchenjahres. Eine diesbezügliche sozio-religiöse Studie würde sich lohnen. Warum wird im Laufe des 19. Jahrhunderts die Liturgie als Kraftquelle durch andere Praktiken wie das Rosenkranzgebet oder die Kreuzwegandacht ersetzt? Zweifellos setzt sich im 19. Jahrhundert ein die Lebensweise prägender Zug der Strenge und der Verwerfung der Welt durch.

Es kommt die Zeit des Kulturkampfes. Die Ursulinen fürchten, ausgewiesen zu werden. Das Beispiel der Schwestern von Pruntrut hat sie beunruhigt. Doch die Gefahr geht vorbei. Die Politik des Staatsrats Georges Python läßt bessere Zeiten ahnen. Neue Bildungsstätten sollen gegründet werden. Die Gesetze von Combes in Frankreich (1900) haben zahlreiche Kongregationen zum Auswandern veranlasst. In Freiburg werden sie mit offenen Armen aufgenommen. Um einige materielle Güter sicherzustellen, kaufen sie Häuser und Boden. Anderswo gegründete Kongregationen wollen eine Zweigstelle in Freiburg, um die Studienmöglichkeiten an der katholischen Universität auszunützen.

Die Ursulinen deuten die Zeichen der Zeit und öffnen außerhalb ihres Klosters Schulen, ganz im Gegenteil zu ihren sonstigen Gewohnheiten. Die dort lebenden Kommunitäten, die man Filialen nennt, hängen vom Mutterhaus ab. Je länger je mehr werden nun auch außerkantonale Kandidatinnen aufgenommen. Die Ursulinen halten also bis in die jüngste Zeit an verschiedenen

Orten des Kantons und der Diözese Schule. Dabei verlieren sie vielleicht ein wenig von ihrer Integration im freiburgischen Stadtbereich.

Prophezeiungen zu machen ist nicht meine Aufgabe. Mein Vortrag ist eine Darstellung dessen, was die Archive über die Rolle der Ursulinen als Lehrerinnen in Freiburg aussagen. Der unermüdlige Einsatz der Schwestern im Dienste der Frauen über mehr als drei Jahrhunderte ist eine bemerkenswerte Leistung, die zum Ruf der Stadt Freiburg als Ort der Künste und der Studien nicht wenig beigetragen hat.

(Aus dem Französischen übersetzt von Sr. Marie-Esther Kühne)

